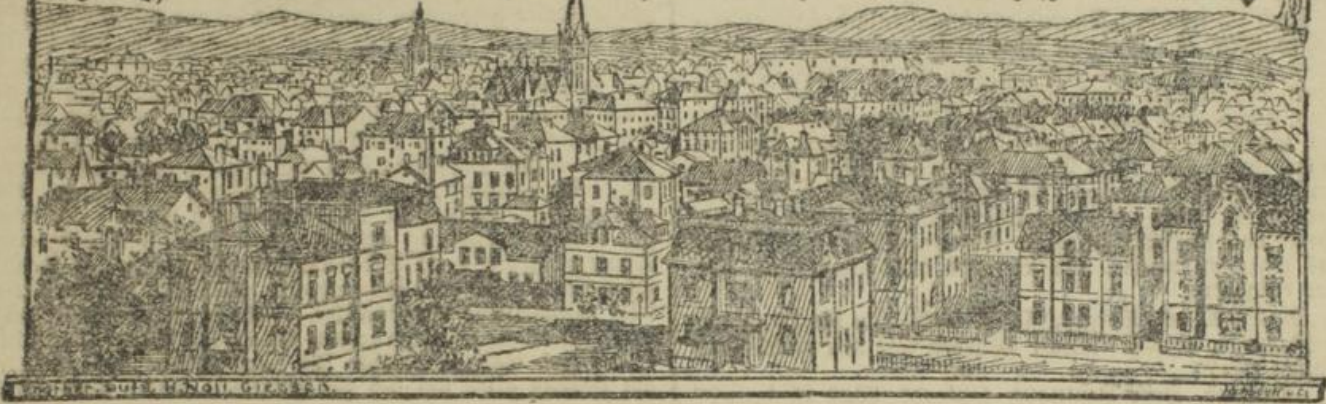


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die verflossene Stunde war gerade nicht angenehm für den alten Ulrich gewesen, und ein Schamgefühl überkam ihn bei dem Gedanken an die Rolle, die er vorhin zu spielen genötigt gewesen war. Durch das Öffnen der Tür wurde er in seinen Sinnen unterbrochen und unwillig blickte er auf; aber als er seine Tochter, denn diese war der Störenfried, erblickte, glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Schmeichelnd legte Gabriele die Arme um seinen Hals und dann schmiegte sie ihr Gesicht an seine Wange.

„Nun, Papachen, er ist fort? Was wolltest du von ihm? Erzähle mir!“

„Kind, das langweilt dich — es war geschäftlich!“

Sie warf schnollend die Lippen auf. „Was ihn betrifft, nicht! Sag' nur —“

„Es hat wirklich nichts auf sich! Aber das, was er von mir wollte —“

„Was denn? O, sag schnell, Papa —“

„Kleine Neugierige! Also, er hat mich um die Erlaubnis gebeten, morgen zu kommen und um deine Hand anzuhalten.“ Er war doch bei diesen Worten etwas befangen und vermied, seiner Tochter ins Auge zu sehen.

„Ah,“ ein tiefer Atemzug hob Gabriels Brust, „ah, also doch! Wie kam das, Papa, erzähle!“ Sie behielt ihren Vater fest im Auge, da sie vorhin seine Unsicherheit gesehen. Sie wollte wissen, was er sagte — er brauchte ja nicht zu ahnen, daß sie vorhin — gehorcht und auch das meiste verstanden hatte. O, das sollte ihr Wolf büßen, daß er sie um jene Puhmacherin verschmähen wollte — daß er von einem Handel gesprochen, der mit seiner Person getrieben wurde!

„Was ist da viel zu sagen, Kind! Genug, daß es so ist! Mache mir das Herz nicht schwer — du weißt ja doch, wie lieb du mir bist — meine Einzige!“ erwiderte er wehmütig.

„Aber Papa, es ist doch einmal so, daß man die Eltern verlassen muß,“ rief sie übermütig, „und wenn es zu meinem Glücke ist?“

„Das wolle Gott, mein Kind! Das ist ja mein einziger Wunsch!“ Er lächelte sie gerührt auf die Stirn.

„Sag, Papa, wie hat er sich nur so schnell besonnen? Er hat wohl viel Schulden und nimmt mich daher nur des Geldes wegen?“ Ein lauernder Zug legte sich bei dieser Frage um ihre Lippen.

„Wo denkst du hin — Wolfsburg und Schulden! Die Schulden eines Leutnants mit dem Gelde meines Kindes und vielleicht auch mit dessen Glück bezahlen, das tue ich nicht!“ jagte der Bankier aufstehend. „Seine Zurückhaltung

hat darin ihren Grund, daß er nicht als Mitgift- oder Glücksjäger gelten wollte — das seine eigenen Worte!“

„Wirklich, Papa? — O, wie bin ich glücklich!“ Und jubelnd umfaßte sie ihn und wirbelte mit ihm durch das Zimmer, bis er pustend und ächzend um Einhalt bat. — „O, Papachen, er ist doch so schön, nicht wahr? Sie werden mich alle um ihn beneiden — ach, er ist so vornehm, so aristokratisch! Und die Wolfsburgs haben so vornehme Verwandte — eine richtige Fürstin als Tante hat er! Ich glaube aber, Geld haben sie alle nicht viel! — Was werde ich nur für ein Visitenkleid nehmen. Elegant und apart muß es sein — was es kostet, ist doch gleich, nicht wahr, Herzens-papa?“

„Ja, ja,“ lächelte dieser, mache, was du willst! Das überlegst du dir mit Fräulein von Lassen, ja? Und jetzt lasse mich allein, ich habe noch nötig zu arbeiten.“

7.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei —
Sie hat die Treu gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Eichendorff.

Wie er nach Haus gekommen, wußte Wolf selbst nicht; wie in einem Taumel war er gegangen. Er war hier vor eine Entscheidung gestellt, die für ihn auf beiden Seiten so oder so zum Unglück ausfallen mußte — entweder auf sein ganzes Lebensglück, sein Märchen verzichten, dafür aber mit reinem Namen und in Glanz und Reichtum leben — oder mit Mary vereint sein, aber Schimpf und Schande auf sich nehmen, — oder gab es nicht doch noch ein Drittes, was allem ein Ende machte — — ?

Dumpf brütend lag Wolf auf seinem Ruhebetto. Die Mühe hatte er ins Zimmer geschleudert, den Säbel auf den nächsten Stuhl geworfen — alles war ihm jetzt gleich — o nur Klarheit, Klarheit! Immer wieder las er den Brief des Bruders, nach der statigehabten Unterredung war ja ein Zweifel darüber nicht mehr möglich, was sein Vater ihm angetan! — Wie kam aber der Wechsel in Ulrichs Verfassung? Daß er gar nicht danach gefragt hatte! Das war auch schließlich gleich, ob er es wußte! Wolf schlug sich mit der Hand vor die Stirn, warum hatte sein Vater das getan? Doch sicher um jenes Weibes willen, die ihm schon des Vaters Liebe gestohlen — war das nicht genug; mußte sein Glück nun auch noch geopfert werden? Aber war das nötig? Konnte er das Verhängnis nicht seinen Lauf nehmen lassen? Warum sollte er das Opfer sein? Mochte der Alte für seinen Leichtsinns büßen! „O psui,“ rief er aus und sprang auf, „nein, der Name Wolfsburg muß rein erhalten bleiben, wenigstens vor der Welt — das war er sich und seinem Bruder schuldig! — Das Geld hätte er bekommen, sicher — aber was hätte es genützt? Sie wollten ihn, ihn — diese Gemeinheit! Und wie fein sie sein sorgsam gehütetes Geheimnis ausspioniert hatten! Seine arme kleine Mary als sein Verhältnis betrachtet. — Die Vorstellung, morgen schon als Bräutigam

von Gabriele zu gelten, machte ihn fast wahnsinnig. Sein süßes, kleines Mädel — was sollte aus ihr werden? und wie stand er vor ihr da! Wäre nur jener Abend nicht gewesen, der sie unauslöschlich mit einander vereint hatte! — Er mußte Mary trotz ihres ablehnenden Briefes auf jeden Fall noch heute abend sprechen, ehe sein Vater kam, mußte sich Rat von seinem klugen kleinen Mädchen holen. Dann stand er wenigstens gerechtfertigt vor ihr — vielleicht nahm sie die Sache gar nicht tragiisch, vielleicht würde sie ihm doch angehören, sie liebte ihn ja so innig —

Doch im nächsten Augenblicke schon unterdrückte er diesen Gedanken, der ihn und seine Mary erniedrigte. Nein, wie er sie kannte, war das unmöglich; sie wäre eher gestorben, als daß sie seine Geliebte geworden wäre! — Am Abend, nachdem er dem Burschen verschiedene Befehle erteilt hatte, machte er sich auf den Weg zum Friedhof; Bergers mußten ihm helfen. Die Frau konnte doch leicht, ohne daß es auffiel, zu Mary gehen! Es war ziemlich dämmerig und unfreundlich, da es bis gegen Abend geregnet hatte und der Himmel noch stark bewölkt war. Gerade, als er in das kleine Haus eintreten wollte, das Bergers bewohnten, kam ihm dieser entgegen.

„Guten Abend, Berger,“ sagte Wolf, ihm die Hand entgegenstreckend, „guten Abend! Würden Sie mir wohl einen Gefallen tun?“

„Tausend, Herr Leutnant, tausend! Was ist denn?“ fragte er, und einen besorgten Blick in Wolfs bleiches Gesicht werfend, fügte er hinzu, „der Herr Leutnant sind doch nicht krank? Wie sehen Sie nur aus? Was wird da Fräulein Mary sagen, die —“

„Lassen Sie nur,“ wehrte Wolf mit müder Bewegung ab, „also, würde Ihre Frau wohl zu meiner Braut gehen und sie bitten, unverzüglich zu einer äußerst wichtigen Unterredung hierherzukommen, wenn sie nicht gar zu krank ist, was ich eigentlich befürchte, da ich sie heute nicht gesehen und seit einigen Tagen nicht gesprochen habe!“

„Aber, Herr Leutnant,“ rief da Berger in hohem Erstaunen aus. „Sie wissen wohl gar nicht, daß Fräulein Mary schon hier ist —?“

„Was?“ schrie Wolf, „Mary hier? Unmöglich!“

„Doch! Sie wissen es wohl gar nicht mal? Vor ungefähr einer halben Stunde habe ich sie dort drüben gesehen —“ er machte eine bezügliche Bewegung — „sie nickte mir noch zu.“

„Wo? — dort? — es ist nicht möglich!“ rief Wolf und packte in höchster Erregung Bergers Arm, „das ist nicht möglich, sage ich! Sie hat mir doch geschrieben, daß sie heute unter keinen Umständen kommen könnte — Sie haben sich getäuscht, Berger —“

„Nein, nein,“ beharrte dieser, „ich sah sie bestimmt; sie hatte das dunkelblaue Kleid an, das ich ganz genau kenne und auf dem Kopfe trug sie den kleinen blauen Strohhut; sie sah allerdings blaß aus!“

„Also da drüben,“ sagte Wolf heiser, „ja, ja, sie wird mich schon erwarten. Guten Abend, Berger!“

Der sah dem jungen Offizier kopfschüttelnd nach, wie er mit schwerem Schritt sich nach der Linde wandte.

„Da ist was nicht in Ordnung,“ murmelte der Alte vor sich hin, „er weiß nicht, daß sie hier ist, trotzdem sie ihm geschrieben, sie könne nicht kommen. Seltsam, seltsam — sollte sie vielleicht mit einem andern —? aber das wäre ja eine Schande — nein — nein!“ Und er ging weiter nach einem seiner Pflege übergebenen Grabe, um dort die Rosen abzuschneiden, die von dem Regen gelitten hatten.

Wolf sah Mary nicht, halbblau rief er ihren Namen — jedoch erfolgte keine Antwort. Vielleicht hatte der Alte sich doch getäuscht; aber das war ja wieder nicht möglich, wenn sie ihn sogar begrüßt hatte! Schwer ließ er sich auf der Bank nieder, um seine Gedanken einen Augenblick zu sammeln. Eilig griff es nach seinem Herzen, und eine lähmende Angst erfüllte ihn. Was hatte Mary hier zu suchen, nachdem sie ihm die Zusammenkunft verweigert? — War sie seiner vielleicht gar überdrüssig? War all ihre keusche Zurückhaltung vielleicht nur Schein und Berechnung? Sehnte sie sich nach Abwechslung? Nun gut, das war ja die beste Lösung für ihn — dann stand ja nichts mehr im Wege, Gabriele zu heiraten und ein Leben voller Behaglichkeit zu führen! Warum aber überließ es ihn so kalt, wenn er daran dachte? Tor, der er doch war! Gewaltig schüttelte er die Gedanken von sich und sprang auf. Das war ja alles Anstößig — Hirngespinnste, womit er sich quälte — Mary war

ja sein — sein süßes Märchen, die ihm unmöglich untreu sein konnte! — Wie er in einen Seitenweg einbiegen wollte, kreuzte dicht vor ihm ein junger Mann seinen Weg, der es sehr eilig hatte, fortzukommen. Flüchtig blickte ihn Wolf an und sah eine schlanke, elegant gekleidete Gestalt, ein blaßes, schmales, bartloses Gesicht mit schönen regelmäßigen Zügen — der Mann machte den Eindruck eines Künstlers. Eine seltene Erscheinung auf dem Friedhof, doppelt um diese Zeit; vielleicht hatte der auch ein Liebchen, das er hier traf! Fast unwillkürlich schlug Wolf den Weg ein, den der junge Mann gekommen war; da sah er vor sich ein Taschentuch liegen; er hückte sich mehr mechanisch danach — ein leiser Heliotropduft flog ihm daraus entgegen; ein Duft, den Mary so über alles liebte! Aufgeregt faltete er das Tuch auseinander, den Namen zu suchen — und als er ihn gefunden, ließ er die Hand mit einem tiefen Stöhnen sinken — das Tuch war eins von den feinen Watistüchern, die er ihr geschenkt, — gestickt mit ihrem Vornamen. Das also war es, warum sie nicht gekommen war — sie hatte sich nach Abwechslung gesehnt — er hatte sein Herz einer Dirne geschenkt — o! Vielleicht hatte sie gar in den Armen ihres Liebhabers über ihn gepötte, über seine Schwerfälligkeit! Ansehend ein Künstler, verstand es der andere vielleicht besser, sie zu unterhalten, als er mit seinen kleinlichen Bedenken! Und da erfaßte ihn eine rasende Wut, daß er am liebsten alles um sich her vernichtet hätte! Mit tiefem Stöhnen ließ er sich auf eine Bank nieder. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: Mary ihm untreu, sie, die er so heiß liebte, hatte ihn belogen — er hatte sein bestes, sein heiligstes Mannesempfinden an eine Dirne weggeworfen! Wer weiß, wie viele vor ihm sie schon mit ihren Augen betört, mit ihrer Günst beglückt hatte! — Er dachte gar nicht daran, daß sie vielleicht noch da sein, daß er sie finden könnte — nichts — es überkam ihn ein namenloses Weh vor dem alles andere versank. So fand ihn Berger, dessen Näherkommen Wolf ganz überhört hatte. Tief erschüttert betrachtete der alte Mann den jungen vor sich. Er trat wieder ein paar Schritte zurück und gab dann sein Näherkommen durch lautes Husten kund. Wolf sprang auf; es brauchte niemand, der da kam, ihn in seinem Schmerz zu sehen.

„Nun, Herr Leutnant,“ rief der alte Berger gezwungen lustig, „Sie haben doch das Fräulein gesprochen?“

Wolf schüttelte stumm den Kopf.

„Nicht? — Aber erst vor ein paar Minuten habe ich Fräulein Mary gesehen. Ich wollte ihr zurufen, daß Sie hier seien; aber sie hatte es sehr eilig, daß ich sie nicht habe erreichen können.“

„Das glaube ich,“ sagte Wolf mit tiefer Bitterkeit, „denn der junge Mann, mit dem sie anscheinend hier war, ist mir vorhin, ebenfalls sehr eilig, begegnet.“

„So, den haben Sie auch gesehen? Kurz nach dem Fräulein vertief auch er den Friedhof.“ Mitleidig betrachtete der alte Berger den jungen Offizier, wie er so dumpf brütend dafah. Leise faßte er ihn an die Schulter. „Kopf hoch, Herr Leutnant. Seien Sie doch nicht so traurig!“

„Habe ich denn nicht Grund dazu, Berger? Ist es nicht bitter, von dem Mädchen, das ich so sehr liebe, so betrogen zu werden?“

„Wissen Sie das schon genau?“

„Ist denn das noch nicht deutlich genug?“ rief Wolf aufspringend — „mir abzuschreiben, dringend, ohne Grund — und doch mit einem anderen hier zu sein?“

„Haben Sie sie denn auch mit dem andern gesehen?“ gab Berger ernst zurück.

„Mann, machen Sie mich doch nicht verrückt! Ist denn das noch nicht klar genug? Sie glauben ja selbst nicht, was Sie da sagen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Erziehung zur Gemeinnützigkeit.)

Von etwas Neuem und Gutem wollen wir berichten, zugleich von sonnigen Ansichten in ferne Zeiten, trotzdem das gegenwärtige Berufs- und Geschäftsleben immer aufreibender und bedrohlicher wird. Wohl haben wir einerseits die erstaunlichsten Fortschritte in Erfindung und Technik gemacht; wohl hat sich ein ungeahnter, riesenhafter Aufschwung in Produktion und Handel vollzogen; auch ist die Lebenshaltung der Menschen heute viel gehobener, — aber

*) „Erziehung zur Gemeinnützigkeit“ von Arnold Berger. Verlag von U. Paase in Prag I, Annabof.

glücklicher ist die Menschheit trotz aller Kulturfortschritte nicht. Auf-
fällig ist besonders die große Zunahme von Morden und gewalt-
tätigen Körperverletzungen, Revolverschießereien sind an der Tages-
ordnung. Und was ganz besonders auffällt, ist die Tatsache, daß
die Unholde und Rohlinge so zahlreich dem jugendlichen Alter
angehören. Bucht und fromme Sitten drohen zu verschwinden.
An ihre Stelle treten Unbescheidenheit, Zuchtlosigkeit, Gemüthlich-
keit und Ideallosigkeit. Dieser Tiefstand der seelischen Kultur großer
Theile der Volksmassen ist wieder die Grundlage für die Beliebtheit
ebenso tiefstehender Vergnügungen und Zerstreuungen. Ueber-
treiben wir? Wären nicht die Volksmassen so unveredelt, dann
wäre es unmöglich, daß die Schund- und Schauerliteratur, die
Kinios mit gräßlichen und gemeinen Bildern, die Zirkusse mit Graus-
erregenden Darbietungen so volkstümlich hätten werden können,
wie sie es geworden sind. Wenn auf der Straße von einem Tier-
freund gegen eine Tierquälerei vorgegangen wird, sieht man oft
das Publikum nicht für das Tier, sondern für den Tierquäler Par-
tei ergreifen. Wenn ein verunglücktes Pferd auf der Straße liegt,
kann man oft von der Jugend rohe Bemerkungen hören. Das
jetzt lebende Menschenmaterial eröffnet uns keineswegs die zweifel-
lose Aussicht auf einen sittlichen Aufstieg der Menschheit. Es kommt
ein Geschlecht von anspruchsvollen, sich vergnügenden, die Ellenbo-
genfreiheit rücksichtslos benutzenden, herzengalten Schlaubergern.
An Idealisten fehlt es.

Muß das alles so hingenommen werden, etwa wie man auch
den rasenden Schnellverkehr auf Straßen und Landstraßen nicht
mehr los zu werden scheint? Nein, so verhält es sich nicht!

Der Archimedes-Punkt, an dem die Welt aus den Angeln
gehoben werden kann, liegt in der Schule. Auf dem Schulgebiet
sind innerhalb des letzten Menschenalters schon große Umänderun-
gen erfolgt. Fabelhaft entwickelten sich die Bildungsmöglichkeiten
und mit ihnen der Bildungsgrad. Doch ein Uebelstand ist von
früher her geblieben: das Gemüth geht ziemlich leer aus. Es wird
zuviel unterrichtet und zu wenig erzogen. Im wesentlichen haben
die Worte von Professor Knof, die er vor Jahrzehnten schrieb,
noch immer Bedeutung: „Welche Anregung empfängt das Ge-
müthsleben in den Unterrichtsstunden? Beim Lesen, Rechnen, Schrei-
ben und Zeichnen, in der Naturlehre, Erdkunde und Naturgeschichte
so gut wie keine.“ ... „Die Jugend wird viel zu wenig in ihrem
Gemüthsleben angefaßt und nicht systematisch darin gefördert; die
Verhandelsbildung im Dienste der Bosheit ist die gefährlichste Fein-
din alles sozialen Lebens.“ — Auch für das Gemüth der schul-
entlassenen Jugend, die doch nun im Leben, in der Gesellschaft zu
wirken beginnt, ist in den neu eingeführten Fortbildungsschulen
nicht gesorgt. Wir haben insgesammt nur Vern- und Berufsschulen,
keine Erziehungsschulen.

Unterweisungen in Gesinnungsbildung durch welche die männ-
liche und weibliche Jugend aller Schularten systematisch, d. h. plan-
mäßig zu praktischer Humanität, Helferdienst und Liebestätigkeit
angeregt wird, sind unerläßlich! Nicht in der Volksschule allein! In
allen Schulen für beide Geschlechter sollte nach Goethes Räte die
Erziehung der Menschheit betrieben werden. Gar viele erwarten
alles Heil von der Volksschule. Welche Schulen senden aber die
einflußreichen, die führenden Menschen ins Leben?

Kürzlich erschien ein Buch „Erziehung zur Gemeinnützigkeit“,
verfaßt von einem österreichischen Lehrer, der unter dem Namen
Arnold Berger schreibt.* Dieses Werk eröffnet ganz neue Gesicht-
spunkte. Es ist zwar in erster Linie für Lehrer und Erzieher ge-
schrieben, fesselt indes durch eine Fülle richtiger Beobachtungen
und deren Darbietung im Plauderton so ungemein, daß auch die
Kreise der Humanisten und Ethiker, überhaupt alle, die an der
Volksseele arbeiten, es lesen sollten. Das Buch lehrt Moralunter-
richt, ohne zu moralisieren.

Es leben schon heute vereinzelt Menschen edelster Art, solche,
wie Rosegger in seinem Lebensbilde „Frau Natalie“ geschildert
hat. Das sind „Menschenjenseelen, die grenzenlos leiden, weil sie
grenzenlos gut sind; herrliche Idealistenjenseelen, die gleichsam nur
irtümlicherweise vom Himmel auf die Erde kamen, hier über-
all den Himmel suchen und so grenzenlos unglücklich werden, weil
sie statt dessen überall die Hölle finden.“

Diese einsamen Idealisten verzeihen und verzetteln ihre Kraft,
weil sie eben nur vereinzelt sind. Viele Charaktere ähnlicher Art
muß unsere Erziehung zeugen, wenn die Gesellschaft gesunden soll.
Es kann nur besser werden durch die Guten. Denken wir uns in
jedem bedeutenderen Orte eine Anzahl einflußreicher Menschen mit
Frau Nataliens Gesinnung! Wie schwänden bei deren Wirken seilich-
liches und geistiges Elend dahin, wie müßten Wohlstand und See-
lenfrieden zunehmen! Dieses Ziel kann erreicht werden durch die
Schule, wenn Unterricht in der Gesinnungsbildung eingeführt wird.
Das soll aber kein haubtbrodenes Lehren von Regeln sein, sondern
durch gute Beispiele, die weise in ein System gebracht sind, sollen
den jungen Seelen die richtigen Wege gezeigt werden. Der Men-
schengeist ist auf Güte angelegt, fühlt sich wahrhaftig glücklich nur
im Guten.

Mit dem Nächstliegenden fängt der Verfasser jener Schrift an.
„Wohlthaten beginne zu Hause; das ist bei den Angehörigen. Wer so
erzogen wird, daß er sich gegen Eltern und Wohlthäter dankbar,
also liebevoll zeigt, bei dem ist guter Grund gelegt zur „Liebe“
gegen alle Mitmenschen, weil ihn „Rücklicht“ erfüllt, weil sein
Gewissen schon geweckt, ja geschärft ist. So kann denn die Er-
ziehung zur Dankbarkeit leicht ergänzt werden durch die Anleitung
zur allgemeinen Menschenliebe, zur Philanthropie, zur sozialen Ge-

sinnung. Die Aneiferung zum Wohlwollen muß so weit gehen, daß
der gesamten Jugend auch Rücksicht gegen die Tier- und Pflanzen-
welt eingeimpft wird. Keinesfalls aber darf von den Schulen un-
terlassen werden, ihre Besucher von einseitiger Beschäftigung
der Sinnengenüsse abzulenken; deren Aufmerksamkeit muß vielmehr
nachdrücklich auf die reinen, echten Freuden gelenkt werden: auf
die Freude am Guten und am Schönen!“

Ein Beispiel mag illustrieren, wie der Verfasser die jungen See-
len anpakt:

Lehrer: So sind wir Menschen! Als Kinder weichen wir
nicht von Vater und Mutter. Wir hängen an ihrem Halse. Wir
fliegen ihnen entgegen, so sie einmal fortgegangen waren. Wenn
wir halbwegs dürfen, gehen wir überhaupt mit, damit sie nicht
„davonlaufen“. Stolz schreiten wir neben ihnen her. Was Vater
und Mutter für Kleider tragen — kümmert das uns? Ob sie
hübsch sind an Wuchs und Gesicht, die lieben Eltern, was geht
das uns an? Kein Kind fragt je darnach. — Es bleibt nicht
immer so. Mit unserm Körper wächst auch die Lust zum Kri-
tischen. Der Eltern Kleidung gefällt nimmer. Sie hat den und
jenen Fehler. Auch hübscher könnte die Mutter sein. Der Vater
ist „nur“ Gerichtsdiener. Bei dem dort in der letzten Bank ist
er ein Herr Professor. Warum ist meiner das nicht? Nein, schämen
muß ich mich. — Freunde, es kommt so vor! Aber —
es sind nicht alle Kinder so. — albern und ungerecht. Ein Ge-
schickchen möge es zeigen. — Zu Marburg war's, der alten Schul-
stadt in Hessen. Die Studenten waren im Hörsaale versammelt.
Professor Stilling lehrte sie eben. Dessen Vater war ein armer
Kleinbauer. — Was mag er wohl jetzt tun daheim, der liebe Vater?
— „Ihr Vater ist da, Herr Professor!“ Einige Studenten riefen
so. Professor Stilling verstummte. Die Vorlesung war aus. Der
Vater war da — ein Bauer! Professor Stilling wird sich „ver-
trochen“ haben? Solch Feigling war er nicht. Keinen Augenblick
sollte der Vater warten. Auf der Stelle ging Herr Stilling hin-
unter — die Studenten mit ihm. Da stand der liebe Vater. Sein
Rücken war krumm. Das Gesicht hatte Furchen. Das war ja rein
zum — Schämen für den Herrn Professor! Schüchtern blickte der
Bauer auf den Sohn.

„Vater, Ihr seid sehr gealtert in den 13 Jahren!“ — „Das
sind Sie auch, mein Sohn.“ — „Saget nicht „Sie“, Vater,
sondern „Du“! Ich bin Euer Sohn und stolz darauf, es zu
sein. Was ich heute bin, verdanke ich Euch!“

So die Rede der beiden Männer. Vater Stilling blieb etliche
Tage in Marburg. „Diese Zeit ist mir ein Vorgeschnack des Him-
mels!“ So meinte der alte Mann. — „Des bin ich froh! Ich
habe meinen Vater errent, meinen alten Vater!“ So sann der
Brave in heller Freude. Nun ruht er lange schon in süßer Erde.
Aber seine Dankbarkeit lebt. In vielen Büchern steht davon zu
lesen. Ahnen wir ihm nach!

Merksatz: Es liebt die Eltern, wer nie sich ihrer schämt! —
Nachhaltig gemüthbildend wirkt auch das Einprägen von Tichter-
sprachen und Profaworten bedeutender Menschen. Der Verfasser
des Buches hält es nicht für notwendig, daß die Jugend lange
Gedichte erlerne. Sprüche bringen denselben Gedanken in knapperer
Form. Diese der Jugend unvergänglich einzuprägen, ist wertvoll,
zum Beispiel:

O Anabe, der das Haus durchstollt,
O Mägdelein im Lodengold —
Wenn dich die Mutter liebend küßt,
Weißt du es denn, wie reich du bist? Karl Kroboth.

Man ist nicht arm zu nennen,
Wenn man ein Mütterlein,
Ein gutes, liebes, treues,
Hienteden noch nennt sein. Sadrach.

Schöne deutliche Anschauungsbilder können den Gesinnungs-
unterricht wirksam unterstützen. Noch besser eignen sich hierzu
Schulkinos, wie ein solches z. B. der Ort Jella St. Blasii besitzt.

Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser die Erziehung
zur sozialen Gesinnung. Das ist ein ungeheuer wichtiges Kapitel.
Es werden dort besprochen, immer an Beispielen, Not und Elend
und zwar nach verschiedenen Sonderungen, verschämte Arme, un-
verschämte Arme, erlogene Not, verschuldete und unverschuldete Not.
Dann kommt die Selbstbewahrung vor Not durch Benutzung von
Wohlfahrtsseinrichtungen. Es wird die Bedeutung der Sparlassen,
Versicherungen und Wohlfahrtsvereine klar auseinander gesetzt.
Stets wird an das Bestehende, an das vorhandene Gute und auch
Schlechte angeknüpft und der Jugend gezeigt, wie Verbesserungen
zu erzielen seien. Als wirksam durch mehrjährige Lehrversuche mit
Schülern an verschiedenen Orten hat der Verfasser die Behand-
lung nachstehend angeführter Themen erprobt: 1. Die Schule und
das Almosenwesen. 2. Das Stützungsweisen in der Schule. 3. Die
gemeinnützigen Vereine in der Schule. 4. Das Wohlthun ohne Geld.

Ebenso wie dieser Gesinnungsunterricht auf die Erzielung
besserer, opferwilliger Menschen hinarbeitet, so wird andererseits
gegen unüberlegtes, planloses Wohlthun ein Riegel vorgeschoben.
An Beispielen aus dem Leben wird der Merksatz entwickelt: „Beim
Spenden muß man vorsichtig und überlegt verfahren.“ Das Kel-
lettenwesen und die Sammelbüchsen finden ausführliche Beachtung,
besgleichen die Alkoholfrage, die Friedensfrage, die Tierchutzfrage,
die Frage der Bodenreform usw. Daß der Tierchutz ein Haupt-
förderungsmitel zur Schaffung besserer Gemüther ist, wird aner-
kannt und erläutert.

Das Buch „Erziehung zur Gemeinnützigkeit“ dürfte nur acht Druckbogen umfassen. Manches ist darum im letzten Teil bloß angedeutet, was in einem späteren größeren Werke ausführlich zu finden sein und dann auch überzeugender wirken wird.

John Ruskin hat gesagt: „Es gibt nur eine Heilung des allgemeinen Elends: allgemeine Erziehung, die darauf gerichtet ist, die Menschen zum Nachdenken zu bringen, sie barnherzig und gerecht zu machen.“ — Unser Verfasser sagt hierzu: „Es war mein Streben, in diesem Buche zu zeigen, wie eine allgemeine Erziehung etwa aussehen müsse, welche die Menschen zum Nachdenken bringen, sie barnherzig und gerecht machen könne. In der Schule muß begonnen werden mit philanthropischer Aufklärung; später ist's zu spät. Da muß der Schüler schustern, der Schneider schneiden, der Lehrer lehren, der Beamte antizipieren, der Arzt heilen. Den meisten Menschen gibt ihr Beruf so viel zu tun, daß ihnen nicht mehr die Zeit zum Spekulieren und Philosophieren bleibt — oft auch die Lust dazu vergeht.“

Diese Andeutungen sollten auf das neue Buch die allgemeine Aufmerksamkeit lenken. Man wird sagen, die Lehrpläne der Schule seien bereits überladen, so daß es unmöglich sei, auch noch dieses neue Fach unterzubringen. Was zu guten Menschen macht, das muß zu allererst gelehrt und gepflegt werden! Wir haben jetzt das Zeitalter der organisierten Jugendpflege. Von verschiedenen Seiten und auch von den Behörden herab wird mancherlei getan, um die Jugend gesunder, kräftiger, naturfreudiger zu machen und sie vererblichen Vergnügungen zu entreißen. Es gilt aber, in den Geist der empfindlichen Jugend auch sorgsam die Ideale der edlen Menschlichkeit zu pflanzen. Das ist bisher nicht genügend geschehen. Darum verwenden so viele Menschen ihr Wissen und Können eigennützig nur für sich, und darum findet man so oft eine anti-soziale Stimmung und so selten eine soziale. Diese Worte rühren an den Nerv der Zeit.

Wir wünschen dem Verfasser, der unter widrigen Verhältnissen und unter Entbehrungen an seinem Werke Jahre hindurch gearbeitet hat, daß ihm durch einen großen Erfolg seiner jetzigen Schrift ermöglicht werde, auch das verheißene ausführliche Werk zu vollenden. Hier wäre ein Kandidat für den Nobel-Preis.

Vulkane in Japan.

Die furchtbare Katastrophe des Vulkanausbruchs am der Insel Satsumadima, der 5000 Menschenleben zum Opfer gefallen sind, läßt eine Schilderung der japanischen Vulkane besonders aktuell erscheinen, die E. Vance Mitford in der National Review gibt. Der Japaner, der mitten unter Vulkanen lebt und ihre furchtbare Macht nicht selten so schrecklich zu spüren bekommt, weiß seit altersher den feuerpeinenden Bergen einen frommen Kultus, der in dem am Fuß der meisten tätigen Krater errichteten Tempeln zum Ausdruck kommt.

Solche Götteshäuser gibt es in der Nähe des Fujiyama, des berühmtesten japanischen Vulkans, des Utsale, des Tafachio, des Taiten, des Onama und vieler anderer. Außerordentlich zahlreich sind diese Vulkane über das ganze Land zerstreut. Das Observatorium von Tokio zählt 165 voneinander unabhängige Vulkangruppen auf! Während der 12000 Fuß hohe Fujiyama als der heilige Berg des Landes, dessen eigenartige Form zu etwas wie das Wahrzeichen Japans geworden ist, das größte Ansehen genießt, wie der Marna am meisten gefürchtet. Alle 14 Tage gibt es hier ziemlich gefährliche Ausbrüche. Die von der japanischen Regierung eingerichtete ständige Kommission für Erdbeben unterrichtet die Bewohner der umliegenden Ortshäfen, wenn nach ihren Beobachtungen ein ernstlicher Ausbruch droht. Die schrecklichste Katastrophe, die durch den Marna hervorgerufen wurde, war die von 1783, die ungeheure Wälder in Brand legte, die Flüsse zwang, in entgegengelegter Richtung zu fließen, und zahlreiche Dörfer unter einer 6 Meilen langen Lavaschicht begrub. Die vulkanische Insel Dschima, die am Eingang in die Bai von Tokio liegt, besitzt einen regellosen Krater, an dem man das Niveau der glühenden Lavamassen steigen und fallen sieht, wie das Quecksilber in einem Thermometer. Ein schlimmer Ausbruch zwang hier 1912 die Einwohner, sich auf das Festland zu retten, um dem Untergang zu entgehen. Der großartigste Krater von Vulkanen in Japan ist die von Nikko, die eine Höhe von 8000 Fuß erreicht. Eine herrliche Landschaft von üppiger Fruchtbarkeit dehnt sich um sie aus und hat zu dem Sprichwort Anlaß gegeben: „Wenn du nicht Nikko gesehen hast, sage nicht, daß etwas großartig ist.“ Die japanischen Künstler haben hier ihre prachtvollsten und phantastischsten Motive gefunden; zahlreiche Bergsteiger erklimmen diese heute ruhenden Feuerhöhlen, und die einfachen Leute unternehmen Pilgerfahrten auf die Krater, um die hier am Unheil lauernden Dämonen zu verjähnen. Im Norden von Nikko liegen die heißen Quellen von Najubama, die schon seit dem 7. Jahrhundert bekannt sind. Ein Vulkanausbruch von 1888 zerstörte die Quelle Jumanata. Damals soll sich plötzlich ein jurchbarer Schlund geöffnet haben, der die ahnungslos an der Quelle Weisenden verschlang. Der durch den Ausbruch hervorgerufene Luftdruck war so stark, daß alte Bäume entwurzelt und weit durch die Luft geschleudert wurden.

Überall trifft man bei Besteigung der japanischen Vulkane auf Spuren von Ausbrüchen, die der Landschaft eine tragische und unheimliche Größe verleihen. Solche Vulkanebestigungen sind durchaus nicht gefahrlos; sie erfordern vielleicht weniger Ausdauer und Beweglichkeit als die Erklimmung anderer Bergspitzen, aber sie bieten dafür beständige Gefahren, da die japanischen Vulkane wegen ihrer unerwarteten plötzlichen Ausbrüche bekannt sind. Trotzdem werden diese feuerpeinenden Berge viel besucht und bestiegen. Der gelbe Mann steht zu ihnen in einem nahen Verhältnis, das nicht nur durch seine religiöse Verehrung der Vulkane bedingt wird, sondern auch durch die Naturwunder, die es hier zu schauen gibt, und durch die heißen Quellen, die sich hier finden. Der Badeort im Gebirge ist eine der Leidenschaft des Japaners, und die Quellen, die er aufsucht, liegen fast alle auf vulkanischem Gebiet.

Dermisches.

Kann ein eingetretener Mensch wieder auf-tauen? Die Frage scheint nichtig, denn wenn ein Mensch einfriert, ist er tot und bleibt tot. Niedere Tiere, besonders Fische und Kröten und Salamander dagegen kriechen im Winter häufig ein, ihr Leben erleidet gewissermaßen eine Unterbrechung, und wenn sie im Frühjahr wieder auftauen, leben sie weiter, als sei nichts geschehen. Mit höheren Tieren, selbst mit dem Menschen will es nun der russische Biologe Pashmeteff ebenso machen. Seine Behauptung, die eigentlich amerikanisch klingt, ist die daß höhere Tiere das Einfrieren auch vertragen, und es soll ihm, wie das „Journal des Devants“ berichtet, schon bei Säugetieren gelungen sein, das Einfrieren und Wiederauftauen ohne Schädigung für das Leben im Verlechte hervorzurufen. Kretschky bezweifelt diese seine Versuche auf Tiere, die während der kalten Jahreszeit in Winterschlaf verfallen, nämlich auf Fledermäuse. Fledermäuse können nach Pashmeteff Angaben sehr tiefe Temperaturen vertragen, wenn man für künstliche Atmung sorgt. Pashmeteff gedenkt nun seine Versuche auch an Affen anzustellen, und glaubt, wenn ihm dies gelingt, seien sie soweit gediehen, daß man sie auf den Menschen anwenden könne. Er verfolgt dabei Ziele von praktischer Bedeutung: das Einfrieren des Menschen z. B. soll eine Heilung der Tuberkulose herbeiführen; da Tuberkeln, die einige Wochen lang auf 3 Grad unter Null abgekühlt werden, sterben, ist es klar, daß ein Mensch von Tuberkulose geheilt werden kann, falls er das Einfrieren und Wiederauftauen verträgt; wenn Säugetiere das Einfrieren vertragen, wird natürlich jeder Bauer manche Haustiere so überwintern, daß er sie einfrieren läßt, um sie nicht füttern zu brauchen, und ebenso — so führt die Pashmeteffsche Phantasie weiter auf — kann man lebende Tiere am besten so verschicken, daß man sie einfriert. Für den Menschen hätte dieses Einfrieren um Wiederauftauen noch besondere Annehmlichkeiten: man lebt, ganz wie es einem paßt, ein paar Jahre, läßt sich dann auf 20, 50 oder 100 Jahre einfrieren, dann wieder auftauen, und ist natürlich erstaunt, was für Fortschritte inzwischen gemacht worden sind. —

* Das Wiedersehen. Frau Schulze macht im Pfarrhaus Besuch. „Ach, was für schöne Knöpfe haben Sie da an Ihres Mannes Weste,“ meint sie, als sie die Frau Pfarrer an ihrem Nähtisch begrüßt. „Wissen Sie, mein Mann hatte einmal ebensolche Knöpfe.“ Worauf die Frau Pfarrer in freundlicher Erklärung erwidert: „Ja, wir fanden sie immer Sonntags im Klingelbeutel.“

* Die Dauerstellung. Der fremde Besucher: „Ich bin von Smith u. Co. engagiert, um die Rechnung einzuziehen, die Sie ihnen schulden.“ — „Meinen Glückwunsch, daß Sie eine solche Dauerstellung erlangt haben!“

Stat-Aufgabe.

Vorhand tourniert mit folgender Karte:



Sie wendet Carreau-König, findet noch die Zehn und legt nun Pique-Sieben und Coeur-Dame in den Stat. Mittelhand hat 7 Augen in ihren Karten mehr als Hinterhand. Das Spiel geht verloren und auch das Coeur-Solo, welches mancher Spieler vorziehen würde, müßte verloren werden. Wie waren die Karten verteilt und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kapitelrätsels in voriger Nummer: Ein Ach wohnt unter jedem Dach.